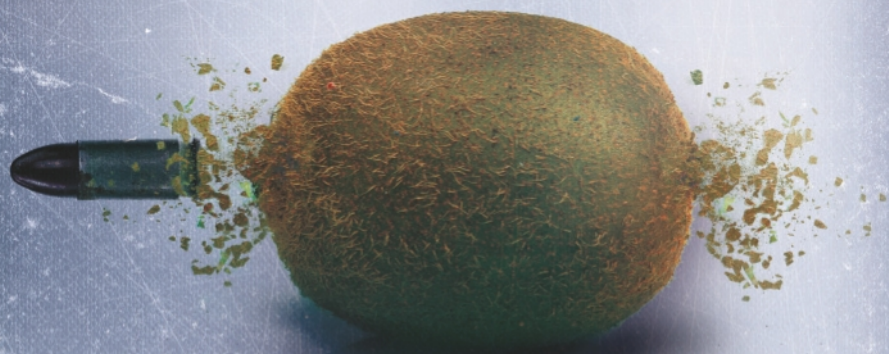


SUHRKAMP

ALAN CARTER

DOOM CREEK



Thriller

SV

Alan Carter
DOOM CREEK

Thriller

Aus dem australischen Englischen von

Karen Witthuhn

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 bei Freemantle Press.

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5155

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© 2020 Alan Carter. All Rights Reserved.

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildungen: FinePic®, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47155-5

DOOM CREEK

Für Kath

PROLOG

Neuseeland ohne Raubtiere? Eine tolle Idee. Eine utopische Vision, ähnlich planungs- und ressourcenintensiv wie eine erneute Mondlandung. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg – aber ist der Wille da? Wie viele Ratten, Hermeline, Wiesel, Possums, Wildkatzen würden sterben müssen? Wie viele Sterne leuchten am Himmel? Immerhin kann er einen kleinen Beitrag leisten, hier in diesem Winkel Edens, einmal die Woche, pünktlich wie die Maurer. Wenn er sich tief in den Urwald um die Pelorus Bridge hineinbegibt, Fallen überprüft und neu stellt und Kadaver zählt, um im Wettlauf mit der Zeit die winzige einheimische Neuseeland-Lappenfledermaus vor dem Aussterben zu bewahren – auch wenn sie das hässlichste Viech ist, das man je gesehen hat.

Bob schaut auf die Karte. Immer den rosa Markierungen nach, rechts sollten sich mehrere Fallen für Possums, Ratten und Hermeline befinden. Er war schon so oft hier, aber manchmal lassen ihn seine alten Augen und der Kopf im Stich: Alzheimer oder nur ein Trick des sich ständig verändernden Lichts? Gott, ist das schön hier. Gut, man hört die Touristenautos und den anderen Verkehr drüben über die Brücke rauschen und weiter entfernt die Motorsägen in der Kiefernplantage auf dem nächsten Hügel knattern. Aber wenn man die Ohren schließt und die Augen aufmacht, sieht man ein lichtgesprenkeltes Bruchtal mit grünem Moos und Rimu-Harzeiben, eine andere Welt. Außerdem kommt er raus aus dem Haus und an die frische Luft und kann Senilität und alte Sorgen abwehren, die sich manchmal anschleichen.

Nur dass die Luft gar nicht so frisch ist. Schon aus meterweiter Entfernung ist ein erdrosseltes Possum, eine zer-

quetschte Ratte oder ein totes Hermelin zu riechen. Heute stinkt es wirklich zum Himmel. Wie reifer Käse. Und er hört Fliegen summen, die Beute muss relativ frisch sein. Vor sich auf einer Lichtung sieht er an einem schwarzen Buchenstamm eine gelb leuchtende Wespenfangkiste und den blauen Trichter einer Possumfalle, aber nichts hängt heraus. Der Geruch muss aus einer der Holzkisten kommen, aus einer der Ratten- oder Hermelinfallen.

Bob stolpert. Er ist mit dem Fuß an einer knorrigen Kletterpflanze hängengeblieben, was die im letzten Jahr bei einem Sturz gerissene Achillessehne reizt. Alte Knochen wachsen nur schwer zusammen, Muskeln und Sehnen wollen nicht mehr heilen. Seine Nase bläht sich. Hermelin oder Ratte? Jedenfalls ein Riesengestank für so ein kleines Tier. Der Wind raschelt in den Blättern und Farnen, eine Wolke aus schwarzen Kolibris hebt ab und lässt sich auf den Zweigen eines Totara-Baums nieder. Ihm fällt auf, dass er die Luft angehalten hat, aber nicht wegen des Gestanks – sondern aus einem Urinstinkt heraus. Angst ist ihm unter die Haut gekrochen und hat sich festgesetzt wie ein zarter Pilz auf toter Rinde. Der smaragdgrüne Schimmer verdunkelt sich, als Wolken vor die Sonne ziehen. Bob erreicht die Lichtung und spürt das weiche Moos und knickende Zweige unter seinen Wanderstiefeln. Er umrundet den Totara-Baum.

Der Kadaver lehnt aufrecht an dem Baum, als würde er sich ausruhen, festgehalten von einem Seil, das um Hals und Baumstamm gespannt ist. Eine Hirschkuh, von Fliegen und Maden bevölkert. Dunkle, zähe Flüssigkeit ist ausgetreten – Maul und Vorderseite sind aufgerissen. Bob kämpft gegen die Übelkeit an, aber er sieht so etwas nicht zum ersten Mal.

Hinter ihm Geraschel, etwas knackt. Farne werden beiseitegeschoben, eine Gestalt in Backwoods-Kleidung erscheint.

»Du?« Wo ein Wille ist, ist wirklich ein Weg. Klar. Das war immer so und wird so bleiben. Bob zeigt traurig auf die tote Hirschkuh. »Das arme Vieh ist in die Falle gegangen.«

»Schade drum.« Der Neuankömmling nickt.

Zähl die Sekunden. Ein verzweifertes Schluchzen. »O Gott.« Dann ein Geräusch, irgendwo zwischen dumpfem Schlag und Husten. Kaum laut genug, um die Schmeißfliegen aufzuscheuchen.

1

Der Fluss ist an diesem Donnerstagmorgen in Bestform, er gluckert durch die Schlucht und fängt das Grün der umliegenden Kiefernplantagen ein. Gestern habe ich im tiefen Teil des Beckens sogar eine Forelle gesehen. Wahnsinn. Manchmal ist es so klar, dass man durch das Fenster aus dreihundert Metern Entfernung einen verdammten Fisch erkennen kann. Vor allem mit Zielfernrohr.

Ich ziele auf den Rücken des Mannes. Er merkt nicht, dass er beobachtet wird. Breite Schultern, ein leichtes Ziel. Mein Finger legt sich um den Abzug. Einmal zudrücken, und das wär's. Der Fluss würde ihn runter in die Sounds tragen und mit der Ebbe rausspülen. Sie kommen immer wieder, und ich muss sie immer wieder wegschicken. Sonst hört es nie auf.

»Du darfst ihn nicht erschießen, Nick.« Vanessa stupst mich mit der Hüfte an und stellt mir einen Becher Kaffee neben den Ellbogen. »Er hat eine Ressourcengenehmigung von der Stadt.«

»Verdammte Goldgräber. Warum können die sich nicht verpissen und uns in Ruhe lassen?«

»Zwei Tage die Woche von September bis April. Und dann muss der Fluss noch so niedrig stehen, dass er mit seinem Bagger reinkommt. An den meisten Wochenenden hat es geregnet.« Sie tätschelt mein Knie. »Das ist bloß ein albernes Hobby. Noch eine Woche, dann ist bis zum Frühling Schluss. Entspann dich, Schatz.«

Seit eine kanadische Firma in der Nähe des Pubs ein beträchtliches Vorkommen des gelben Zeugs gefunden hat, ist im Valley nach hundertfünfzig Jahren erneut das Goldfieber ausgebrochen. Männer, es sind fast immer Männer, aus

allen Gesellschaftsschichten, aber mit dem gleichen gierigen Glitzern im Auge, klopfen regelmäßig an unsere Tür. Freundlich lächelnd erkundigen sie sich, ob es okay wäre, unseren Pfad zum Fluss zu benutzen, wo sie graben und schürfen wollen, ihre Pickups in unserer Auffahrt abzustellen, ihre Schürfausrüstung in unserem Schuppen zu lagern. Kumpel?

Nein, ist nicht okay. Ich sehe *Beim Sterben ist jeder der Erste* langsam durch die Augen der Hinterwäldler. Und dann verrutscht das Lächeln, und es wird klar, dass sie sowieso nie Freundschaft schließen wollten.

»Allesamt Opportunisten und Schmarotzer.«

»Fahr lieber zur Arbeit, Griesgram. Du verbeißt dich schon wieder.« Vanessa trinkt den letzten Schluck Kaffee und brüllt: »Paulie! Wir müssen los!«

Vanessa unterrichtet an der Havelock-Grundschule, ist jedoch heute an der Reihe damit, Paulie zu seiner Highschool zu bringen, zwanzig Kilometer in die entgegengesetzte Richtung. Alle müssen früh raus, aber Vanessa ist voller Enthusiasmus, und Paulie wirkt zufrieden.

»Lunch?«, fragt er und lugt nervös in seinen Schulranzen.

»Nee, ich hatte heute keine Lust, Schatz. Versuch, den anderen Kindern was abzubetteln.«

»Mum!«

»Scherz. Du. Rein ins Auto. Jetzt.« Sie beugt sich vor, küsst mich, schiebt mir ihre Zunge in den Mund. »Hab einen schönen Tag.«

Ich verspreche, mir Mühe zu geben. Pauli hat sein Schinkenbrot und eine Banane gefunden. Er hebt den Daumen und geht zum Wagen.

Durch das Fenster sehe ich, dass der Goldgräber einen Neoprenanzug angezogen und den Bagger angeworfen hat. Ein Geräusch wie ein frisierter Rasenmäher dröhnt durch

die Schlucht und übertönt den Fluss und das Vogelgezwitscher. Eine Wolke aus grauem Schlamm erblüht aus der Höhlenmaschine und trübt das glasklare Wasser.

Auf der Fahrt über die Wakamarina Valley Road komme ich an immer neuen Abholzungsgebieten vorbei. Yin und Yang, wie so oft: eben noch das Paradies, eine Ecke weiter Mordor. Neulich habe ich einen Artikel gelesen, in dem Neuseeland mit einer wunderschönen Frau verglichen wurde, die von Krebs zerfressen wird. Der Vergleich leuchtet mir nicht ganz ein, Krebs ist immer schlimm, ob man wunderschön ist oder nicht. Vielleicht soll das heißen, dass Schönheit gefährlich trügerisch ist, und wenn man die Symptome erkennt, ist es zu spät. Die vor einer Generation als Steuersparmodell gepflanzten Bäume sind jetzt so groß, dass sie gefällt werden können. Und das überall im oberen Teil der Südinsel – mehrere Millionen Tonnen Oberboden warten nur darauf, in den kommenden Winterregenstürmen weggeschwemmt zu werden – eine Umweltkatastrophe mit Ansage. Manchmal glaubt man, sich an die Zerstörung zu gewöhnen, dann wieder merkt man, dass das nicht geht. Und die hundertprozentig sauberen Flüsse, von denen man Touristen vorschwärmt, wimmeln nur so vor *E. coli* und anderen Bakterien. Sogar in unserem eigenen glitzernden Wakamarina liegt tief unter den Steinen Quecksilber aus den alten Goldgräbertagen. Lauter tickende Zeitbomben.

Vielleicht hätten wir letztes Jahr das Angebot des Russen in seinem Hubschrauber annehmen sollen. Zu einem guten Preis verkaufen, solange das noch ging. Aber wir hatten uns in diesen Flecken Erde verliebt, waren in Sicherheit und glücklich, unsere Feinde waren besiegt. Wie ich gehört habe, hat Andrei stattdessen eine andere Immobilie weiter unten im Tal gekauft, eine altes Jagd-Ferien-Haus, für das nur ein

Dummkopf oder ein Oligarch mit dubiosen Mafiaverbindungen Geld hinlegen würde. Ein Jahr später ist das Ding wieder auf dem Markt. Der arme Andrei sitzt in Sibirien im Knast und wartet auf den Korruptionsprozess, den die Behörden ihm angehängt haben. Vielleicht hätte er sich die Bemerkungen über den Präsidenten auf Twitter sparen sollen.

Am Trout Hotel habe ich wieder Netz, mein Handy klingelt. Constable Latifa Rapata will wissen, wo ich mich rumtreibe. »Bin in zehn Minuten da«, sage ich. »Ist denn was?«

»Ein Typ ist hier und will einen Fillum drehen, Sarge.«

»Film?«

»Ja, er ist ...« Sie wird sehr leise. »*Pākehā*. Angezogen, als komme er aus Auckland oder Wellington oder so.«

»Und dafür brauchst du mich?«

»Was weiß ich denn über Fillume? Bis gleich.«

Als ich auf dem Revier – eine holzverschaltete Baracke mit zwei Schreibtischen, einem Fotokopierer und einer großen Muschelschale aus Fiberglas auf dem Dach, die zeigen soll, dass wir Teil der Community sind – ankomme, wartet der Typ schon auf mich. Er sieht tatsächlich nach Großstadt aus: Hipsterbart, enger Anzug, Herrentasche, glänzende spitze Schuhe. Latifa schielt hinter seinem Rücken, klemmt ihre Vorderzähne über die Unterlippe und vollführt ein paar seltsame Tanzschritte.

»Mr Devon Cornish; Sarge. Er ist Fillumregisseur aus Wellington.«

»Eigentlich Produzent.« Er hält mir seine Visitenkarte hin.

»Wie können wir helfen?« Ich weiche Latifas spöttischem Blick aus, mit dem sie hinter der Trennwand verschwindet.

»Wie ich Ihrer Kollegin erklärt habe, will ich nur Bescheid sagen, dass wir nächste Woche ein paar Tage lang hier in der Gegend drehen werden.«

»Und?«

»Und es geht um einen Spielfilm, der in der Zeit des Goldrauschs spielt. Wissen Sie, dass es damals hier einige Morde gegeben hat?«

»Die Doom-Creek-Morde Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Fünf Goldsucher wurden für ein paar Kröten im hinteren Hügelland von Banditen überfallen. Ja, ich habe darüber gelesen.«

»Ganz genau – der Film heißt *Doom Creek*, und raten Sie mal, wer mitspielt.«

»Sie machen mich neugierig.« Er spuckt einen Namen aus, und ich bin nicht schlauer als vorher.

»Greg aus *Shortland Street*?«

Ich schüttelte den Kopf, nein, ich bin kein Fan neuseeländischer Seifenopern. »Ich weiß immer noch nicht, warum Sie mir das sagen. Sie brauchen keine Drehgenehmigung von mir. Sie müssen sich an den Landeigentümer oder die staatlichen Behörden oder sonst wen wenden.«

»Wir könnten in einer Sache Ihre Hilfe gebrauchen und haben das bereits mit Ihrer District Commander in Nelson besprochen.«

Marianne Keegan – nach Fords Pensionierung frisch befördert. Danke fürs Abwälzen, Marianne. »Ja?«

»Wir hoffen, dass Sie uns mit dem Verkehr helfen könnten.«

Latifa-artiges Schnauben.

»Verkehr?«

»Wir müssen moderne Autos aus dem Bild raushalten – Sie erinnern sich an *Braveheart* und den weißen Wagen – und da oben fahren einige rum. Wir haben Helfer, die die Leute umleiten werden, aber falls jemand Ärger macht, wäre es gut, Sie dabeizuhaben.«

»Wir haben hier ebenfalls unsere Aufgaben, Mr Cornish. Das hat keine Priorität.«

Er zieht ein Blatt Papier aus seiner Männertasche und gibt es mir. Ein Brief von Commander Marianne, die ihm mitteilt, dass sie für seinen blöden Film gern meine Hilfe zur Verfügung stellt.

»Sie wohnen doch oben im Wakamarina Valley, nicht wahr, Sergeant?«

»Wer sagt das?«

Ein verlegenes Husten von jenseits der Trennwand.

»Wir drehen ganz in der Nähe von Ihnen, in Butchers Flat. Das sollte Ihnen ein paar Tage lang den Arbeitsweg verkürzen.« Er steht auf und hält mir die Hand hin. »Bis nächsten Dienstag, acht Uhr morgens.« Schultert seine Tasche. »Pünktlich.«

Am späten Vormittag habe ich die Nase voll davon, mich von Latifa »Best Boy« und »Key Grip« nennen zu lassen, und gehe auf einen Kaffee und Pie zum Bäcker, während sie sich auf den Weg zum SH6 macht, um Temposünder einzufangen. Der Herbst ist eine wunderschöne Jahreszeit. Das Wetter ist oft klar und sonnig, was man vor dem Winter besser nach Kräften genießt. Die Touristen sind weg, im Ort wird es ruhiger, was weniger Arbeit für die Polizei, aber auch schleppendere Geschäfte für die Läden und Cafés und die Touristenboote draußen auf den Marlborough Sounds bedeutet. Devon Cornish hat sich eine gute Jahreszeit für seinen Film ausgesucht, es sind weniger Leute im Weg, es gibt genug Übernachtungsmöglichkeiten für Cast und Crew, und es besteht in den nächsten Wochen Aussicht auf ruhiges Wetter. Ich bestelle meinen Kaffee und suche mir einen Tisch aus, dann rufe ich DC Keegan im Nelson HQ an.

»Morgen, Nick. Schön, dich zu hören.«

Sie hat die Macht, mich zu entlassen, und kennt die meisten meiner Geheimnisse, im Bett und außerhalb. All das

schwimmt in ihrer leicht spöttischen, nach Liverpool klingenden Stimme mit. Vielleicht bilde ich es mir auch nur ein.

»Bei mir im Büro ist heute Morgen ein Filmproduzent aufgetaucht.«

»Oh, Devon. Ich kenne ihn aus Wellington. Freund von einem Freund. Ein echter Tausendsassa.«

»Eine Vorwarnung wäre nett gewesen.«

»Hast du meine Mail nicht bekommen? Verdammt. Der Server spinnt seit ein paar Tagen.«

Das ist keine Lüge. Es ist ein Geschenk, nicht ständig Arbeitsschutzrundschriften und Nachfragen nach Statistiken und Dienstplänen zu bekommen.

»Schülerlotse zu spielen, ist eine Verschwendung meiner Fähigkeiten und meines Stundenlohns. Auch hier gibt es Verbrechen, weißt du.«

»Constable Rapata wird bestimmt damit fertig. Dein Gesicht ist in deinem Tal da bekannt. Sie werden dir aus der Hand fressen. Außerdem kannst du ausschlafen und früh Feierabend machen. Win-win?«

Sie hat Hintergedanken, davon bin ich überzeugt, habe aber keine Lust, herauszufinden, welche. Wahrscheinlich irgendwelche alten Seilschaften, Gefälligkeiten, Arschkriecheien. »Wenn irgendwas Dringenderes auftaucht, bin ich da weg.«

»Natürlich, Nick. Du bist der Boss.« Stimmen im Hintergrund, das Mundstück wird zugehalten. »Und komm nächstes Mal vorbei, wenn du in der Stadt bist. Wäre schön, sich mal wieder zu sehen.«

Lieber nicht, denke ich. Der Umzug von Wellington nach Nelson hat ihrer Ehe den Todesstoß versetzt. Das kann ich mir für meine nicht leisten.

Mein Kaffee kommt, ich lehne mich zurück und genieße die Aussicht. Die Tourismusbroschüren preisen Havelock

als Grünschalenmuschelhauptstadt der Welt. Alle Restaurants hier bieten Muscheln an. Eines, The Mussel Pot, hat sich auf Variationen des Themas spezialisiert und sich als unübersehbares Wahrzeichen ein Dutzend große Fiberglas-muscheln aufs Dach gesetzt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist noch eine Muschelstatue aufgetaucht, zwei Meter hoch und auf einem motorgetriebenen Surfbrett stehend. Warum? Keine Ahnung. Ich glaube, wir haben den thematischen Wendepunkt fast erreicht, wir sind am Muschel-höhepunkt. Hinter mir an der Theke werden Stimmen laut.

»Was ist das?«

»Ein Becher.«

»Styropor? Habt ihr kein Porzellan?«

»Das spart den Abwasch.«

Amerikanische Akzente gehen mir grundsätzlich auf die Nerven. Vielleicht liegt es an den Sitcoms, die wir alle aus dem Fernsehen kennen, mit Gebrüll und Gelächter aus der Konserve. Bei lauten, aggressiven Amis werde ich richtig sauer. Sogar wenn sie, wie jetzt, vielleicht recht haben könnten.

»Die sind nicht recycelbar. Das landet alles auf der Müllkippe. Auf eurem Schild steht ›Organischer Fair Trade Kaffee‹, und dann serviert ihr den in diesem Scheißding? Wo ist da die gottverdammte Logik?«

»Kein Grund, ausfallend zu werden.« Und nach einer Pause, »Sir.«

Ein lautes *Klomp* auf der Theke. »Wer ist hier der Chef?«

»Ich, Kumpel. Nicht Sie.«

Zeit, mal hinzugehen. Janeen hinter der Theke, kaum größer als Frodo, macht sich kampfbereit. Ich gehe lächelnd dazwischen und klopfe gegen die Vitrine. »Gib mir bitte noch einen Dattelscone, ja, Janeen?«

Sie funkelt mich wütend an. »Gleich, ich muss mich noch um dieses ... diesen Gast kümmern.«